

# Gedichte und Gedanken

*Sind wir selber uns beständig,  
bleibt die Kraft des Worts  
lebendig.*

Hermann Kasack

Folge unablässiger Assimilation und zwangvoller Vertreibung ist der allgemein beklagenswert schwächliche Sprachzustand der deutschen Sprachminderheit in Ungarn. Ihm wandte sich der im Juni verstorbene Engelbert Rittinger 1973 in seinem weithin bekannten Gedicht „Ich nahm die Feder...“ zu und löste damit selbstkritische Nachdenklichkeit über die Ursachen des Sprachbildungsnotstands aus. Jenen Text begleitete die Hoffnung, mit Fleiß, Beharrlichkeit und Mühsal das Verlorene niveauvoll wiederzuerlangen. Erfüllte sich seine Zuversicht? Darauf werden unterschiedliche Antworten gegeben, die beiden folgenden erfassen ihre Aktualität auf literarische Weise.

Aus ihrer absichtsvollen Zersplitterung wuchs in den folgenden Jahrzehnten eine beachtenswerte Literatur heraus. Dies war und ist weniger ein Wunder als das Ergebnis beständiger Anstrengungen der nimmermüden sprachfördernden Autorengruppe. In ihrer Gesamtheit wird sie nicht selten regionalliterarischer Daseinsenge zugeordnet oder gar übersehen, manche Wertungen ihrer Einzelleistungen kommen der sprachlich-literarischen Profilgebung kaum nahe genug, um sie in ihrer Besonderheit, ihrem Bezug nach innen und außen und ihrer die Regionalgrenzen überschreitenden Weite und Tiefe wirk-

lich auszuloten. Einzelne Arbeiten, lyrische Texte jüngster Zeit, belegen zum wiederholten Male das Verlassen der einen und das Erreichen der anderen Wegmarke.

Josef Michaelis (1955) und Robert Becker (1970) zählen mit ihren Lyrik- und Prosaarbeiten zu den das Antlitz der gegenwärtigen ungarndeutschen Literatur prägenden Autoren. Ihrer beider Gemeinsamkeit liegt viel tiefer als die äußere Nähe ihrer Geburtsorte (Schomberg/Surgetin) und die innere Bindung an die weinfreundlich milde Landschaft der Schwäbischen Türkei. Sie verbindet die weittragende Liebe zur deutschen Muttersprache und der ungetrübt kritische Blick auf eine sich verändernde Gesellschaft mit nicht immer vorurteilsfreien Beziehungen zwischen der Mehrheitsnation und ihren verschiedenen ethnischen Minderheiten.

Beide Autoren stoßen zu markmalhaften Problemstoffen für das Deutschtum in Ungarn vor und geben ihnen unzweideutigen Inhalt in klarer Form. Aufgegriffen wird Erschütterndes und Bewegendes, ja sogar Tragisches, hinter dem sich mehr als ein vordergründiges Abbild des Augenblicks verbirgt.

Mit der „Branauer Schwäbin“ bringt uns Josef Michaelis eine literarisierte Gestalt nahe. Ins Zentrum

*(Fortsetzung auf Seite 3)*



(Fortsetzung von Seite 1)

seiner Aussage stellt er ihre tragische Vereinsamung, Geblieben in diesem Lebensabschnitt ist ihr wenig, lediglich das Erwähnte. Es ist das ihr Nahestehende. Neben der muttersprachentfremdeten Enkelin das, was sie umgibt; noch kann sie sich sprachlich ihm zuwenden, allerdings bleibt diese besondere Art Sprachkontakt als muttersprachliches Selbstgespräch ohne partnerschaftlich-menschlichen Widerhall, ohne hilfreiche Sozialbeziehungen. Sein Wesenszug ist dialoggleich und hat den Vorteil uneingeschränkter Offenheit. Es führt zwar nur zu gedanklicher Abklärung eines Sachverhalts und einseitiger Durchbrechung des Alleinseins, doch seine Hörbarkeit macht das Geäußerte für die Sprecherin bewußter und läßt das Anliegen – wie in der Kinderzeit – klarer werden. In ihm sieht sie noch Wert und Sinnerfüllung, was sie in ihrem äußeren Alleinsein davor schützt, innerlich, gedankensprachlich, gänzlich zu verarmen. Deshalb ist das Selbstgespräch als Willensausdruck ihrer geistigen Aktivität zu verstehen, die Fähigkeit zum Umgang mit der Muttersprache nicht zu verlieren oder gar auf sie zu verzichten. Sprachliches Wissen und Können bleibt so gedächtnisbewahrt. Unter diesen eingeschränkten Bedingungen setzt sie es nach den ihr verbliebenen Möglichkeiten ein, so lange sie es noch vermag. Obgleich ihre Gesprächsbereitschaft offensichtlich ist, findet sie keine anderen als die genannten Kontakte mehr in ihrem Umfeld. Alleingelassen muß sie sich deshalb sprachlich auf (in) sich selbst zurückziehen, will sie nicht gänzlich verstummen und das einbüßen, was ihr ein Leben lang ihre Existenz lebenswert sein ließ: ihre ererbte Muttersprache. In das Selbstgespräch läßt sich all das einflechten und wagen, was noch zu sagen ist, denn das in ihren Gedanken und Gefühlen an Erfahrungsreichtum Aufgehobene drängt über ihre Lippen, wird in seiner Lautsprachigkeit selbstverständlicher und schafft die Vorstellung gesprächspartnerschaftlicher Gemeinsamkeit. Keiner weiß um dieses innersprachliche Zurückgehaltene, wahrscheinlich überhaupt Verlorene, seine Inhalte und Abläufe, es bleibt – wenn es nicht abgerufen wird und nach außen tritt – in ihrer nunmehr kleinen Sprachwelt zur Selbst-Verständigung eingeschlossen.

Selbstgespräche schaffen Gedankenhelligkeit für das Erinnern, schützen also vor dem Versinken ins Grab des Vergessens und beflügeln die Phantasie, dem gespeicherten Sprachwissen unterschiedliche Lautform zu geben, wendet sie sich doch einmal Lebewesen und zum anderen Versachlichtem sowie Erdachtem zu. Der Leser wird zu Vermutungen über das zeugenlose Selbstgespräch ange-regt. Was entlockt sie ihren Gedanken? Schließt es nur sie selbst ein? Oder die Familie, Fremde, Lebende, Tote, meint es Wichtiges oder Neben-

## Gedichte und Gedanken

sächliches, schon Vergangenes oder bei allem Alleinsein auch Gegenwärtiges, für das Ohr anderer Bestimmtes oder ausschließlich Vertrautes?

Das Fehlen weiterer Gesprächspartner deutet auf den entblößenden Zustand der Sprachverniemung, eines entmenslichten Alltags („...im Kleindorf/als Letzte...“) und die bittere Einsicht in eine von ihrer Umwelt auch selbstverschuldete Situation, weil sich die Sprache der deutschen Minderheit der Sprache der Mehrheit gleichsam widerstandslos unterwirft. Gesprächseinsamkeit ist nicht zuerst ein Altersproblem, vielmehr das des Mangels an mutter-

sprachbereiter Zwischenmenschlichkeit und Zuwendung, an bewußter Bindung an die Sprachtradition. Indem diese generationsbindende Spur zunehmend aufgegeben, ja für immer verlassen wird – eben bis zur Tragik der absondernden Vereinzelung –, vollzieht sich eine Abwendung von allem, was das Deutschtum in seiner Geschichtlichkeit in Ungarn leistete. Sein Wille zur Standhaftigkeit und zum Widerstand gegen die völlige Sprachanpassung verminderte sich, ja er ging sogar weithin verloren; der Leser wendet sich vom Gedicht zur Wirklichkeit und bedenkt seine Erfahrungen. Ein schleichender Wan-

Josef Michaelis

### Branauer Schwäbin

Mit ihrer Enkelin  
spricht sie ungarisch.  
Deutsch  
mit ihrem Hund,  
ihrer Katze,  
mit Fotos,  
ihrem Gebetbuch,  
ihren Verstorbenen,  
mit sich selbst.  
Bald,  
im Kleindorf  
als Letzte,  
mit Gott?

2000

### Randbemerkungen XII.

Annalen

Im Jahre 926  
übrumpelten  
streifende Ungarn  
das Kloster  
von Sankt Gallen  
Sie aßen halbbrohes Fleisch der Opferrinder  
tranken zuberweise M eßwein  
schrien zu ihren heidnischen Göttern  
zertrümmerten die Bilder der Heiligen  
plünderten das Gold der Schatzkammer

Im Jahre 2000  
Ungarn-  
deutsche  
dahin eingeladen  
reiten nicht  
reisen mit der Bahn  
jause Pick Salami  
kein unterm Sattel  
gewichtetes Fleisch  
Willander Rotwein fließt  
dichterische Bilder  
regen sich im Miteinander?

Europa  
damals  
jetzt  
Einen Bogenschuß weit

2000

del, nicht lärmend, nicht aufsehenerregend, aber verhängnisvoll für das Deutsche und seine Mundarten. Dieses Ergebnis ist augenscheinlich Ausdruck einer gegen die Minderheitsprachen gerichteten Gesellschaftspolitik: Sie fördert sie nicht umsichtig und bereitet so der Verkümmern muttersprachlichen Bewußtseins den Weg. Damit lähmt sie den Willen zur Spracherneuerung, zur aktiven Verwendung von Wissen und Können.

Lenkt Josef Michaelis das Leserinteresse auf den eingegengten Bereich der letzten noch verbliebenen Möglichkeit sprachlicher Hin- oder Zuwendung, zwingt der Becker-Text (Fremdes Land, Seite 5) ebenso in eine bestimmte Denkrichtung mit grundsätzlichen Fragen. Warum ist ihm sein Land so fremd wie kein anderes? Was hindert ihn an der Übereinstimmung mit seinen Ahnen? Warum meint er, aus seinem Land vertrieben werden zu können? Was gab den Anstoß dazu, und was verursachte diesen Entschluß mit seiner Bilanzentscheidung?

Jede Frage drängt nach Beantwortung, und aus der einen folgt eine andere, das führt bei jedem zu einer bohrenden inneren Auseinandersetzung mit dem in Vergangenheit und der Gegenwart Erlebten. Keine andere als die überraschende Ankündigung erneuter Vertreibung scheint Becker als Folge denkbar. Und die Ursache hierfür? Nach ihr muß offensichtlich nicht lange gesucht werden. Fremdheit ergriff ihn nicht plötzlich, sie ist nichts von vornherein Fertiges, sondern für den von ihr Erfassten etwas unmerklich-beständig Gewachsenes und das Ergebnis einer konfliktvollen Beziehung, keiner Augenblicksverärgerung. Das Land entfremdete sich ihm und veränderte sein Lebensgefühl, es liegt nahe, die gesellschaftliche Realität im Einzelfall wie in ihrer Gesamtheit damit zu verbinden. Die Geschichte macht sie durchschaubar. Zur Erinnerung: War nach nationalistischer Vertreibung die gefährvolle Rückkehr nach Ungarn für manchen ein Glücksfall, getrieben von der tiefen Bindung an die Heimat, so bedeutete ihr erzwungenes Verlassen für den jetzt dazu Entschlossenen eine Lebenswende. Diese Entscheidung bliebe eine Trennung – eingedenk alles Erfahrenen – ohne Wiederkehr.

Mit dieser gesteigerten Abwendung („Mein fremdestes Land“) markiert Becker das Ende einer persönlichen Entwicklung im Prozeß der Heimat-Entfremdung, die sich für ihn bis zur fest umrissenen „Kann“-Gefahr und zu ihrem Ausprechen auswuchs. (Mit dieser Meinung ist er nicht allein. „Keine einzige Intellektuellengruppe fühlt sich in Ungarn wirklich wohl“, so István Eörsi situationsentlarvend.) Kein Zweifel besteht, einzelne Gründe muß jeder für sich ermitteln und ihr Gewicht wägen, vorgegeben werden sie nicht, so wird zum Nachdenken aufgefordert. Bedeutungsunterschiedliche Enttäuschungen, ja Kon-

(Fortsetzung auf Seite 5)

(Fortsetzung von Seite 3)

fliktstoffe sind auf allen Lebensfeldern gegeben und wirken auf jeden ergebnisoffen ein. Namentlich hohe Empfindsamkeit erfaßt die gegen das verbliebene Deutschtum gerichteten Demütigungen und Ungerechtigkeiten aller Art und Wirkung. Deshalb sind Entfremdungsprozesse nicht abwegig, sie sind gesellschaftsbedingt. Darauf verwies auch der scheidende Staatspräsident Árpád Göncz, als er erklärte, daß sich im Lande keine Konfliktlösungskultur herausgebildet habe und es nicht sicher sei, daß die Rechtsschöpfung zur Stärkung der Menschenrechte und Menschenwürde beitrage. Das verweist deutlich auf mehr als gesellschaftlichen Harmonieverlust.

Die schmerzvolle Betroffenheit Beckers ist nicht geschmäckerlich und deshalb auch nicht in Abrede zu stellen, vielmehr ist sie ergreifend nachvollziehbar. Er redet niemanden zu Munde und auch keiner Anpassung das Wort, er bekennt sich zu seiner Meinung und Befürchtung. Mit dem Begriff „Vertreibung“ verlebendigt er zwar Gewalterfahrungen, doch er ist nicht als Herausforderung zu verstehen, vielmehr soll er die Betroffenheit beklagen, die existentielle Unsicherheit. Sollte man nicht zurückhaltender damit sein? So könnte auch gedacht werden, doch diese Einstellung bliebe folgenloses Gedankenspiel.

Obwohl beide Gedichte voneinander unabhängig sind, berühren sie sich in ihren Gemeinsamkeiten. Beide sprechen über Personen, ihren seelischen Zustand und die Folgen. Michaelis betrachtet die Reste sprachlichen Tuns einer Bäuerin, Becker vertraut dem Leser seine Gedanken an. Beide sind der würdige Partner für bedeutungsvolle Aussagen zum Lebensgefühl Ungarndeutscher. Auffällig ist ihre äußerste sprachliche Genauigkeit, kein überflüssiges Wort lenkt vom Mitgeteilten ab, kein Wort fehlt zum Verständnis des Ausgesagten, mit

## Gedichte und Gedanken

dem das Wesentliche herausgehoben und signalisiert wird. Das erhöht das Gewicht jedes Wortes, auch in seiner Paarung mit den anderen. Kleinste Gedankeneinheiten – ja sogar Einzelworte – stoßen das Tor zu ungehindertem Gedankenspielraum auf und regen an, was beide herausfordern: eine problembewußte, eine zeitkritische Auseinandersetzung. Das ist wohl ihre ureigenste Absicht und ihr eigentliches Ausmaß, den Blick auf Wesenhaftes freizulegen. Im unaustauschbaren Wortmiteinander ist der Wert jedes Textes und seine vorbestimmte Bedeutsamkeit für das Deutschtum hier ablesbar.

Gedichte, wie diese beiden, bewegen uns, sie stoßen Überlegungen an, sie fordern sie heraus, denn vieles bleibt ungesagt, weil es als Denkanregung verstanden und erschlossen werden will. Unüberhörbar sind ihre Signale – das fehlender Zuwendung bei Michaelis und das entschiedener Abwendung bei Becker. Damit lenken sie den Blick auf so noch nicht ausgesprochene Probleme. Sie berühren uns, weil sie damit den Nerv des Ungarndeutschums treffen: Die sprachliche Vereinsamung als Ausdruck des unaufhaltsamen Niedergangs der Muttersprache und die wachsende Entfremdung in diesem Lande. Michaelis strebt nach Besinnung auf das Eigene in Sprache und verbindender Tradition, Becker nach Lebensübereinstimmung zwischen den geschichtlichen Gemeinsamkeiten und den gegen das Deutschtum gerichteten gesellschaftlichen Realitäten. Nicht scheinheiliger Harmonie wird das Wort geredet, vielmehr geht es um gegenseitige Achtung und Anerkennung des von der deutschen Minderheit Geleisteten, des für die weitere Ausprägung ihrer eigenen Identität Erhofften und demokratisch Geforderten. Das läßt die Einstellung beider Autoren deutlich

werden. Ihr Innerstes wehrt sich gegen enttäuschende Zustände und Entwicklungen, mit denen sie nicht übereinstimmen, deshalb sprechen sie offen über das scheinbar Alltägliche abgelebter Spuren der Altersverlassenheit und Gemeinschaftslosigkeit, des sprachlichen Ab- und Aussterbens und der daraus folgenden Fremdheit. Zu schmerzlichen Erfahrungen des Unbehaustseins führen beide Texte, weder die sprachliche Vereinsamung noch die der inneren (und äußeren) Heimatlosigkeit können anders verstanden werden.

Beide durchleben ein sich bis zur Entfremdung wandelndes Dasein als einen zunächst unmerklichen inneren Vorgang, genährt durch vielerlei Außeneinflüsse. Sie wirken auf Lebensgefühle ein und lassen Nähe oder eben Abstand wachsen. Zu meinen, derartige Auflösungserscheinungen seien nur ein Zeitproblem, wäre zu einfach, die Ursachen liegen tiefer.

Daseinsnot, nicht im engsten Sinn des Wortes, sondern eben in weiterer Bedeutung, spricht aus beiden Texten, und Sorge um das sich in den Zeitläuften verlierende Eigene mit seinen erarbeiteten Werten, denen sich das Ungarndeutschtum bisher in Treue verpflichtete. Vielfach aber ist es schon zerfallende Erinnerung, so auch bei Michaelis und Becker. Werden ihre Worte durchdacht, so sind sie ergreifend und dialoganregend wie viele, die ungarndeutsche Autoren vorlegten. Sie gaben und geben dieser Literatur ihr unverwechselbares Antlitz. Deshalb widerlegen auch diese wie andere Arbeiten die Meinung, ungarndeutsche Literatur habe ihre Chance nicht genutzt, Anschluß an zeitgenössische Literatur des deutschen Sprachraums zu finden. So lange sie auf der Suche zu sich selbst war, mag dieser Einwand berechtigt gewesen sein, längst aber hat jeder zu dem ihn tief Bewegenden gefunden und gestaltet es nach seinem Können und Ermessen – so wie Josef Michaelis und Robert Becker als Bewahrer des Vermächtnisses von Engelbert Rittinger. Ihre Texte zählen zu dem an Gedanken- und Sprachkraft Besten und halten Vergleichen mit deutschsprachigen Autoren unserer Nachbarländer durchaus stand. Daß ungarndeutsche Autoren es in ihrem Wirken schwerer haben, wahr- oder angenommen werden als Partner, spricht nicht gegen sie, sondern gegen Unkenntnis oder Überheblichkeit, diese Leistungen in ihrem Rang nicht einordnen zu können in das gegenwärtige literarische Geschehen. Zu wünschen ist diesen Texten und dieser Literatur ein beständiges Angenommen- und Aufgehobensein von jenen, die in ihnen auch sich begegnen und wollen, daß das deutsche Wort in Ungarn gegen „das Maß des tüchtigen Aussterbens“ (V. Koch) lebt und fortwirkt.

H. Rudolf

Robert  
Becker



## Mein fremdes Land

Mein fremdes Land ist das, welches meine Ahnen „Heimat“ nannten. Kein Land ist mir so fremd. Weder in Europa noch in der Welt. Mein fremdestes Land ist dieses, aus dem man auch mich vertreiben kann.

2000

## Gedichte

im Bett des Todes werden die Binden aufgerissen  
frisches Blut  
leckt aus unverheilten Wunden  
die Bahre steht  
auf der Promenade  
Stahnelken dämmern  
im Rampenlicht  
der Totenzug pfeift  
im wuchernden Getümmel  
klebrige Blätter  
verderben zu Staub

1998

## Stromausfall

Das Haus schläft  
tagträumende Mädchen  
hüten die Heime  
und grauen Rauch  
bellt der Schornstein.

Die Krähen warten  
wie zu Odium Zeiten,  
dass etwas geschehe  
aber es gibt Augenblicke  
wo selbst der Moment  
der Stille weicht.

Das Radio ist aus –  
verschweigt Nachrichten  
um elf  
und selbst der Bildschirm  
ist kalt.  
Es gibt keine Ware die  
die Werbung preist.  
– Mensch, herrliche Vision!

1999

erschienen in LICHTUNGEN, Zeitschrift für Literatur, Kunst und Zeitkritik, 80/XX. Jg./'99, Graz



János Wagner: Wellen, Zeichnung